



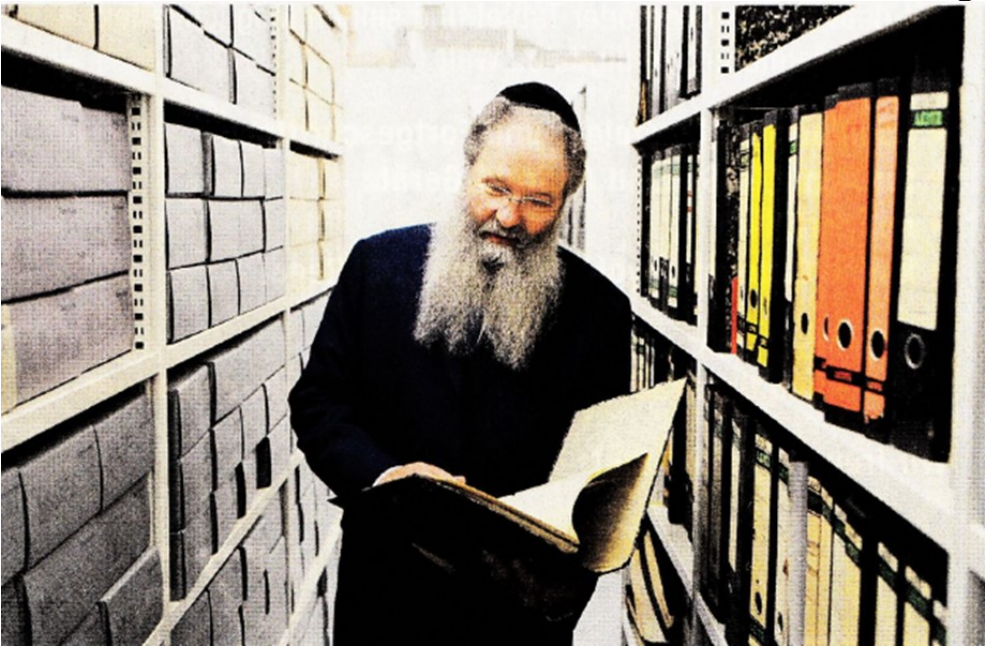
Kompaß des Kraichgaus

Informationen für Mitglieder und Freunde des
Heimatvereins Kraichgau e.V.
Heft 1/2022

Badische Neueste Nachrichten vom 15. Sept. 2021

Lebendiges Erinnern

Neues Zentralarchiv zur Geschichte der Juden in Heidelberg



Einblick in die Geschichte: Ittai Joseph Tamari ist der neue Leiter des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland. Foto: Uli Deck/dpa

Heidelberg (dpa). Gedenken an das Schicksal der Juden während der Nazizeit und Freude über das längst wiedererwachte jüdische Leben — mit einem Festakt ist in Heidelberg das neue Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland eingeweiht worden. „Das Zentralarchiv birgt einen Schatz: das Gedächtnis der jüdischen Gemeinden“, sagte Josef Schuster, der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, am Dienstag. Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) würdigte das Archiv als Ort, der nicht nur der

Aufbewahrung, sondern auch der Erforschung und Begegnung dienen solle. Jüdisches Leben sei keineswegs einfach da und leider keineswegs selbstverständlich, sondern müsse verteidigt werden, sagte die Ministerin. Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU), der ebenfalls erwartet worden war, hatte wegen anderer Verpflichtungen seine Teilnahme abgesagt.

„Wie hat man aus dem Nichts wieder jüdisches Leben in Deutschland entwickeln können - das spiegelt sich in den Beständen dieser Einrichtung“ ,sagte Archivleiter Ittai Joseph Tamari. Gefeierte wurde aus Anlass des Umzugs des Archivs, das 1987 in Heidelberg gegründet worden war, in größere und modernere Räumlichkeiten in einer früheren Tabakfabrik. Zuvor waren die Bestände auf verschiedene Standorte in Heidelberg verteilt gewesen. Nun sind sie nach Worten Tamaris erstmals unter einem Dach vereint.

Es gebe sehr viel zu tun: Er wolle das Zentralarchiv erheblich erweitern und möglichst alle Dokumente jüdischer Gemeinden in Deutschland erfassen. Bisher befindet sich etwa ein Drittel des Materials in Heidelberg. „Unser Archiv ist noch längst nicht lückenlos“, sagte Tamari. Die jüdischen Gemeinden seien autonom und nicht immer bereit, ihre Unterlagen zu überlassen. Alle Dokumente, die zum Teil bereits in feuer- und wasserbeständigen Schatullen untergebracht sind, sollen digitalisiert und verschlagwortet werden. Dabei sollen eine neue IT-Abteilung u. eine Datenbank helfen.

Auf rund 2.000 laufenden Regalmetern sind nun Konvolute, Akten und andere Dokumente vereint, die das Leben der jüdischen Gemeinden in Deutschland überwie-

Fortsetzung auf Seite 4



„Kompaß des Kraichgaus“

Der Preis ist im Mitgliedsbeitrag
enthalten. Auflage 450

Herausgeber: Heimatverein Kraichgau e.V.
www.heimatverein-kraichgau.de
eMail: vorstandhvk@heimatverein-kraichgau.de

Geschäftsstelle: Alfred Götz, Kandelstr. 1, 74889 Sinsheim-Eschelbach
Redaktion: Anton Machauer, Jöhlinger Str.112, 75045 Walzbachtal

Mitgliedsbeitrag: Einzelmitgliedschaft Jahresbeitrag 15 €
Familienmitgliedschaft: Jahresbeitrag 20 €
Vereine, Kommunen: Jahresbeitrag 30 €

Spendenkonto: IBAN: DE62663500360021060900
BIC: BRUSDE660XXX

Druck: DG Druck GmbH, Werner-Siemens-Straße 8
76356 Weingarten/Baden Tel.: (07244) 7020-0

Liebe Freundinnen und Freunde des Kraichgaus,
herzliche Grüße zum Beginn unseres Jubiläumsjahrs! **50 Jahre Heimatverein Kraichgau** – aber konnten sich die 50 Menschen, die an einem heißen Julitag 1972 stundenlang über Namen, Ziele, Satzung und Vorstand rangen, tatsächlich vorstellen, dass die Leistungsbilanz ihres Vereins ein halbes Jahrhundert später 26 Jahrbücher und über 50 Einzelveröffentlichungen sowie zahllose Ortsbesichtigungen unter dem Motto „Den Kraichgau kennen lernen“ aufweisen würde und er zusätzlich mit Ausstellungen, Vortragsreihen und einer Bibliothek in Erscheinung trat? Ja, unser Verein lebt, aber er ist nicht nur kalendarisch, sondern auch was das Durchschnittsalter der Mitglieder betrifft, in die Jahre gekommen. Und was könnte geeigneter sein als ein Jubiläum, um das Erscheinungsbild des Heimatvereins Kraichgau einer kritischen Betrachtung zu unterziehen und (dringend?) erforderliche Innovationen vorzunehmen?

Vorstand und Beirat überlegen sich, wie sie die Aktivitäten besser an heutige Erwartungen anpassen können. Susanne Kaiser-Asoronye, unser neues Beiratsmitglied, hat bereits unser Logo aufgefrischt und ist gerade auch dabei, unseren Internetauftritt grundlegend neu zu gestalten. Sie können sich in Zukunft schneller und bildhafter über frühere, aktuelle und geplante Veranstaltungen informieren. Natürlich müssen weitere Schritte folgen, und da sind wir für jede Anregung dankbar. Aber den größten Beitrag zum Fortbestehen und zur Stärkung des Heimatvereins Kraichgau könnten Sie, unsere treuen Mitglieder leisten. Meine Bitte: Sprechen Sie doch Ihre Kinder bzw. Enkelinnen und Enkel (noch einmal?) darauf an, ob sie nicht wie Sie „Kraichgauer“ werden und zu unseren Veranstaltungen kommen wollen.

Nach Wegfall der Coronabeschränkungen können wir hoffentlich neu durchstarten. Unsere Jahresplanung finden Sie auf der letzten Seite.

Die wichtigste Veranstaltung wird aber unsere **Jubiläumsfeier am 9. Juli ab 15 Uhr in der nach einem unserer Gründungsmitglieder benannten Dr. Sieber-Halle in Sinsheim** sein. Sie sind alle bereits jetzt ganz herzlich zur Teilnahme eingeladen; das Festprogramm wird im nächsten Kompass bzw. auf unserer nagelneuen Homepage zu finden sein. Und wir würden uns freuen, wenn Sie zusätzlich schon ab 13 Uhr an einer Führung durch den historischen Gebäudebestand des Stifts Sunisheim teilnehmen könnten. Unsere „Hausarchäologen“ Dr. Ludwig Hildebrandt und Nicolai Knauer werden auf die Geschichte des Benediktinerklosters auf dem Michaelsberg eingehen und vor allem auch über ihre Ausgrabungen der Stiftskirche berichten.

Es würde unsere Planungen sehr erleichtern, wenn Sie uns sobald wie möglich per Mail an vorstandhvk@heimatverein-kraichgau.de oder per Post an Heimatverein Kraichgau, Geschäftsstelle, Kandelstr. 1, 74889 Sinsheim mitteilen könnten, dass Sie zu der Jubiläumsfeier kommen werden.

Bis bald!

Ihr



Fortsetzung von Seite 2

gend seit 1945 abbilden. Darunter sind Sitzungsprotokolle, Berichte über jüdische Lehrer oder Gemeindefeiern. Auch Schriftstücke wie etwa Briefe jüdischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg oder Berichte über den Gesundheitszustand

von Holocaust-Überlebenden in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg werden hier aufbewahrt. Das Zentralarchiv ist dem Zentralrat der Juden unterstellt und wird zu 100 Prozent vom Bundesinnenministerium gefördert.

Badische Neueste Nachrichten vom 4. Sept. 2021

Kompliment an die Sprache

*Jiddische Lehnwörter klingen charmant,
haben teils aber einen hässlichen Unterton*

Deutsch ist nicht immer die eleganteste Sprache. Sagt man zum Beispiel über jemanden, er oder sie sei „nicht ganz bei Verstand“, kommt das ziemlich gestelzt rüber. Benutzt man stattdessen das Wort „meschugge“, klingt es plötzlich lässig und pointiert. Es sind jiddische Wörter wie Tacheles, malochen oder eben meschugge, die als Lehnwörter einen festen Platz in der deutschen Sprache haben.

Auf den ersten Blick sehe man den Wörtern ihre Herkunft nicht unbedingt an, erklärt Autor Ronen Steinke. Bekannt kämen uns die Wörter vor, weil ihr Klang „dem Hochdeutschen sehr ähnlich ist - anders als zum Beispiel bei Anglizismen, die sofort auffallen“

Nach Auskunft des Zentralrats der Juden war Jiddisch ursprünglich eine Sprache der Juden in und aus Osteuropa. Mit Flucht, Vertreibung und Auswanderung verbreitete sie sich in Europa und darüber hinaus. Gepflegt werde Jiddisch heutzutage vor allem von Holocaust-Überlebenden und von orthodoxen Juden.

Früher benutzten auch Schriftsteller die Sprache. Der aus Warschau stammende Literaturnobelpreisträger Isaac B. Singer („Die Familie Moschkat“) schrieb seine Werke stets auf Jiddisch. Das Musical „Anatevka“ basiert auf dem jiddischen Roman „Tewje, der Milchmann“ von Scholem Alejchem.



Schmusen auf der Parkbank: Der Schnappschuss aus New York zeigt zwei Juden im Gespräch. Das jiddische Wort *schmusen* bedeutet plaudern. Foto: Alfredo/Adobe Stock

Wie viele jiddische Lehnwörter es im Deutschen ungefähr gibt? Die Online-Ausgabe des Dudens liste rund 250.000 Stichwörter auf, davon stammten etwa 120 aus dem Jiddischen, heißt es beim Verlag. „Es ist ein Kompliment an eine Sprache, wenn man ein Wort entlehnt, weil man es besonders prägnant oder charmant findet“, sagt Steinke. Etwa der Ganove oder das Adjektiv angeschickert kommen aus dem Jiddischen. Bei manchen Worten sei jedoch Vorsicht geboten, mahnt der Journalist. „Eine Reihe von jiddischen Begriffen wird heute von nichtjüdischen Deutschen mit einer verdrehten Bedeutung verwendet.“

Zum Beispiel Mischpoke: Im Jiddischen bedeutet es Familie, wie Steinke ausführt. Hierzulande werde es aber eher als Bezeichnung für eine „dubiose Gruppe“ verwendet. „Hier hat ein bestimmtes negatives Bild, das viele Menschen einst von Jüdinnen und Juden hatten, auf ihren Sprachgebrauch abgefärbt. Und das wirkt bis heute“, sagt Steinke, der im Duden-Verlag ein Buch mit dem Titel „Antisemitismus in der Sprache“ veröffentlicht hat.

Ein vergleichbarer Fall sei Mauschn. Selbst in Medienberichten werde es heutzutage noch benutzt, um geheimes und nicht ganz korrektes Handeln zu beschreiben. Dabei ist Mauschn lediglich die jiddische Form des jüdischen Vornamens Moses, wie Steinke erläutert. Im 17. Jahrhundert habe es sich eingebürgert, das Wort für arme Juden zu benutzen. „Aus Mauschn wurde auch ein Verb, mauschn, was abfällig gemeint war und bedeutete: reden wie ein Jude“, so Steinke. Heutige Journalisten und Journalistinnen wüssten das womöglich nicht mal, wenn sie etwa „Mauschelei bei der Bankfusion“ schrieben. „Aber eigentlich verbietet sich das Wort“, betont er.

Steinke setzt sich dafür ein, dass auf den antisemitischen Hintergrund mancher Begriffe hingewiesen wird. Bei korrekter Verwendung biete Jiddisch aber besonders prägnante, charmante Wörter. „Man denke an die Chuzpe: Das bedeutet nichts anderes als Dreistigkeit, Schlitzohrigkeit, klingt aber lustiger.“ Das tue dem Deutschen gut, betont der Buchautor. *Weronika Peneshko/Jonas Klüter*

Badische Neueste Nachrichten vom 2. Febr. 2022

Erinnerung an eine untergegangene Welt

Die Ausstellung „Juifs d’orient“ in Paris zeigt Jahrtausende jüdischen Lebens in arabischen Ländern

Als die Mutter von Benjamin Stora vor mehr als 20 Jahren starb, fand er in ihrer Nachttischschublade einen Schlüssel: den zu der Wohnung, die die jüdische

Familie einst im algerischen Constantine bewohnt hatte. 1962 musste sie sie verlassen und damit auch das jüdische Leben in dem nordafrikanischen Land, wo

heute nur noch wenige Juden wohnen. 60 Jahre später ist Stora, inzwischen ein bekannter Historiker, Kommissar der Ausstellung „Die Juden des Orients“, die das Pariser Institut du Monde Arabe (IMA) zeigt. Auf 1.100 Quadratmetern erzählt sie die drei Jahrtausende alte Geschichte der Jüdinnen und Juden in Nordafrika, der Türkei und dem Nahen Osten. Eine Geschichte des Zusammenlebens, die auch mit Flucht und Vertreibung endet.

Nach der Ausstellung „Hadsch, die islamische Pilgerreisen nach Mekka“ und „Die Christen des Orients“ widmet sich das IMA damit der dritten Weltreligion. Die bisher einzigartige Schau „Juifs d'Orient“ ist gleichzeitig besonders heikel: In einem offenen Brief protestierten Anfang Dezember rund 250 Unterzeichnerinnen und Unterzeichner dagegen, dass mehrere Leihgaben aus Israel kommen. Damit wolle das 1987 gegründete IMA Israel als „normalen Staat“ präsentieren, „auch wenn das koloniale Siedler- und Apartheid-Regime weit weg ist von Normalität“. Das IMA, das die arabische Kultur in Frankreich verbreitet, verrate seine „intellektuelle Mission“ mit diesem Normalisierungskurs, kritisierten die Autoren, darunter der libanesischer Schriftsteller Elias Khoury, der palästinensische Filmemacher Elia Suleiman und der algerische Diplomat Lakhdar Brahimi.

Für zusätzlichen Ärger sorgte ein Interview des israelischen Wissenschaftlers Denis Charbit mit der jüdischen Internetplattform „Akadem“, in dem er die Ausstellung als „erste Frucht der Abraham-Abkommen“ bezeichnete. Mit diesen

unter Vermittlung des damaligen US-Präsidenten Donald Trump 2020 geschlossenen Abkommen hatten vier arabische Länder — die Vereinigten Arabischen Emirate, Bahrain, Marokko und der Sudan — eine Normalisierung der Beziehungen zu Israel besiegelt. Sie brachen dadurch mit dem Grundsatz anderer arabischer Länder, dass erst ein Palästinenserstaat geschaffen werden muss, bevor es Beziehungen zu Israel geben kann.

Dabei hat die Ausstellung nichts mit den Abraham-Abkommen zu tun, wie Charbit inzwischen selbst einräumte. Die Idee zu „Juifs d'Orient“ hatte IMA-Präsident Jack Lang bereits 2013, als er die Leitung des bekannten Instituts an der Seine übernahm.

Das IMA reagierte auf die Kritik mit dem Hinweis, dass Lang die Palästinenser und den Friedensprozess im Nahen Osten immer unterstützt habe. So habe das palästinensische Exil-Museum seinen Platz im IMA gefunden. Die israelische Botschaft warf den Verfassern des Protestbriefes vor, sie wollten „die Geschichte der Juden der arabischen und muslimischen Länder neu schreiben und vergessen lassen“.

Präsident Emmanuel Macron hatte die Ausstellung bei der Eröffnung am 22. November als Zeuge des Zusammenlebens zwischen Juden und Muslimen gewürdigt. „In einer Zeit, in der die arabische Welt ebenso wie unsere europäischen Gesellschaften durch identitäre Spannungen erschüttert werden, spricht diese Ausstellung uns im Grunde von Koexistenz, aufgeklärten Einflüssen, gegenseitiger Bereicherung, Austausch

zwischen monotheistischen Religionen“, sagte der Staatschef.

In der Tat demonstriert die Ausstellung eindrucksvoll, wie Jüdinnen und Juden über Jahrtausende in der arabischen Welt lebten. Ausgelöst wurde der jüdische Exodus in Länder rund um das Mittelmeer durch die Zerstörung des Jerusalemer Tempels im Jahr 70 vor Christus. Jüdinnen und Juden siedelten sich in Babylonien, Syrien und Ägypten an. Vom siebten bis zum 15. Jahrhundert lebte die Mehrheit der jüdischen Gemeinde in mehrheitlich muslimischen Ländern, wo sie die arabische Sprache annahm. Als „Dhimmi“ waren Jüdinnen und Juden zwar Musliminnen und Muslimen nicht gleichgestellt, genossen aber juristischen Schutz und Autonomie in administrativen Dingen.

Beide Gemeinden bereicherten sich gegenseitig, wie die dem jüdischen Wissenschaftler Maimonide gewidmete Vitrine zeigt, der wichtige Werke auf Arabisch verfasste. Der Bruch begann im 19. Jahrhundert, als Europäer Teile der

arabischen Welt kolonisierten und Jüdinnen und Juden Sprache und Denkweise der Kolonialmächte annahmen. So schreibt Benjamin Stora in „Les eles retrouvés“ (Die wiedergefundenen Schlüssel), dass seine Mutter arabisch, sein Vater aber französisch gesprochen habe.

Mit dem britischen Mandatsgebiet Palästina und vor allem mit der Gründung des Staates Israel nach dem Zweiten Weltkrieg verschärften sich die Spannungen zwischen Muslimen und Juden, die nach und nach - auch infolge von Flucht und Vertreibung — die arabisch-muslimischen Länder verließen. Die meisten Synagogen wurden zu Moscheen. Heute leben nach Angaben der Bundeszentrale für Politische Bildung nur noch wenige Tausend Jüdinnen und Juden in arabischen Ländern, viele in Marokko und Tunesien. An den meisten Orten wurden Jahrhunderte friedlicher Koexistenz ausgelöscht. Die noch bis 13. März dauernde Ausstellung im IMA erinnert daran.

Christine Longin



“**Gotteshaus in Aleppo:** Die Postkarte [links](#) aus dem Jahr 1910 zeigt das Innere der Großen Synagoge. [Rechts](#) „Die jüdische Woche“, eine Zeitung in Algerien im Jahr 1938

Fotos: Gross Family Collection trust (GFC trust, links), Bibliotheque de l'Alliance israslite universelle

Bad Rappenau

bereitet sich auf Jubiläumsjahr vor

200 Jahre Soleförderung

Festwochenende im September 2022

von Ulrike Plapp

Es war ein Löffel voll Salz, den Salineninspektor Georg Christian Heinrich Rosentritt am 11. September 1822 aus 175 Metern Tiefe heraufholen ließ. Ein Löffel voll Salz, der die Ortsgeschichte bis heute prägt. Und Grund genug für die Stadtverwaltung, das städtische Archiv, die Bäder- und Touristikbetriebe BTB und den Heimat- und Museumsverein, 2022 zum Jubiläumsjahr zu machen.

„Sole - Die Geburtsstunde des Kurortes Bad Rappenau“ heißt denn auch die Jubiläumsausstellung, die nach den Sommerferien eröffnet werden soll. Eine ganze Reihe von Aktivitäten sind jetzt schon geplant.



Die Stadt Bad Rappenau plant das Jubiläum: Regina Thies, Dieter Wohlschlegel, Erich Schuh, Sebastian Frei und Wolfgang Franke ziehen an einem Strang.

Foto: Ulrike Plapp-Schirmer

Das Festwochenende wird am 10. September mit einem Festakt im Kurhaus beginnen. Dem schließen sich ein Tag der offenen Tür in den Salinenanlagen, das traditionelle Soleworstessen und vier Gradierwerkkonzerte an. Auch wenn es sich derzeit noch komplett komisch anfühle, das alles zu planen, sagte Oberbürgermeister Sebastian Frei angesichts der galoppierenden Pandemie, so sei man doch optimistisch, dass man das alles im Spätjahr 2022 durchführen könne.

„Die Soleförderung vor 200 Jahren war der Auftakt für die Stadtentwicklung“, so Frei. Das damals entdeckte Heilmittel prägte bis heute den modernen Kurort mit seinen Rehakliniken. Das wolle man 2022 mehr in den Fokus rücken. Die Grundlagen, die vor 200 Jahren gelegt worden waren, sicherten auch heute noch eine Vielzahl von Arbeitsplätzen in medizinischen Einrichtungen: „Die Kur ist nach wie vor ein großer Wirtschaftssektor.“

Einem Konkurrenzkampf zwischen drei Ländern verdankt Bad Rappenau sein Salz. Denn im württembergischen Jagstfeld hatte man schon 1816, im hessischen Wimpfen 1819 reiche Salzvorkommen entdeckt. Die großherzoglich badische Regierung stand unter Druck: kein Salz weit und breit.

Zahllose Bohrungen, etwa in Heinsheim, blieben ohne Erfolg. „Alle hatten Salz, nur Baden nicht“, brachte der Bad Rappenaauer Hauptamtsleiter Wolfgang Franke am Mittwochvormittag im Rathaus die Geschichte auf den Punkt. Rosentritt hatte Hilfe: den Mechanikus Ott und „die braven Rappenaauer Arbeiter“, die „in meisterhafter Treue“ zu ihm standen, wie er berichtete.

Ihr Fleiß wurde belohnt. Das erste Steinsalz wurde am 11. September 1822 gefördert: „ein wichtiges Datum für die Ortsgeschichte“, sagte auch der gebürtige Bad Rappenaauer Franke, der sich noch an die Bahnlinie zum Salinengebäude hin erinnert, die quer durch das Kurgebiet verlief, „etwa da, wo heute die Saunalandschaft der Rappsodie ist“.



Bis heute wird Sole in der Kurstadt Bad Rappenau als Heilmittel eingesetzt. Der badische Salineninspektor Georg Christian Heinrich Rosentritt war am 11. September 1822 auf Salz gestoßen. Saline und Feuerbeet erinnern daran.

Foto: Ulrike Plapp-Schirmer

Die Besonderheit an der Planung, das betonte Oberbürgermeister Sebastian Frei, ist der Schulterchluss der Beteiligten: Das Archiv bereitet die Ausstellung vor, die bis Ende des Jahres 2022 dann

zu sehen sein wird. Der Heimat- und Museumsverein bringt sich ein.

Die Gradierwerkkonzerte, die die BTB organisiert und durchführt, sollen kostenlos sein, damit alle aus der Bevölkerung das Jubiläum mitfeiern können. Die Grand Central Bigband am Mittwoch, 14. September, die Open Doors am Donnerstag, 15. September, Major Healey mit „The wild Side of the Seventies“ am Freitag, 16. September, und die Brenz Band am Samstag, 17. September, stehen auf dem kurzweiligen Programm, das BTB-Chef Dieter Wohlschlegel versprach.

Ein Logo wurde extra für das Jubiläum kreiert. Es soll Rundgänge durch die Stadt geben, eine Wissenspause mit Rappenaauer Einblicken, einen Abendspaziergang mit kuriosen Anekdoten, Salzsieden mit Kindern und vieles mehr. Immer auf den Spuren von Georg Christian Heinrich Rosentritt, der 1836 der erste Ehrenbürger wurde.

Das Tretrad, das immer noch im Salinenpark steht, soll bis zum Jubiläum saniert werden. Und auch dessen Geschichte wird dann erzählt.

Die Planungen für das Jubiläumsjahr laufen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass weitere Aktivitäten dazukommen. So ist beispielsweise angedacht, dass die Kirchengemeinden einen ökumenischen Gottesdienst anlässlich des Sole-Jubiläums anbieten.

Die Bekanntgabe des Programms im Bad Rappenaauer Rathaus ist der Auftakt einer ganzen Reihe von Veranstaltungen rund um die Soleförderung. Eventuell kommen weitere dazu.

Einer der schönsten Grenzsteine der Region

Ein „Dreimärker“ wurde 1710 im Forlenwald gesetzt

Von Peter Becker

Helmstadt/Neidenstein/Waibstadt.

Mitten im Wald treffen sich die Gemarkungen von Helmstadt, Waibstadt und Neidenstein. Im Jahre 1710 wurde an dieser Stelle ein gemeinsamer Grenzstein, ein sogenannter Dreimärker, gesetzt. Er sitzt etwas abgelegen von den Waldwegen, ist aber gepflegt und in gutem Zustand. Was macht diesen Stein so besonders in der Region? Es sind die Wappen und Inschriften auf dem Stein, die mit viel Aufwand gemeißelt wurden, um die damaligen Besitzverhältnisse aufzuzeigen.



Der Dreimärker aus dem Jahr 1710 mit seinen drei Ansichten, von links Waibstadt, Helmstadt und Neidenstein. Fotos: Sabine Becker

Auf der Seite von Waibstadt wurde das Adlerwappen der damaligen „Freien Reichsstadt“ abgebildet. Die Initialen „GW“ weisen auf den Gemeinewald Waibstadt hin.

Das „Fünfspeichige Rad“ der Familie von Berlichingen steht für Helmstadt, Der damalige Ortsherr war Phillipp von

Berlichingen-Rossach, deshalb auch die Inschrift „PvB“. Von Berlichingen Rossach hatte 1663 in die Familie von Helmstatt eingeheiratet und starb im Jahr 1711, kurz nach der Grenzsteinsetzung.

Das Wappen der Familie von Venningen steht auf dem Dreimärker für den Ort Neidenstein. Auf ihm sind sogenannte Lilienstäbe abgebildet, eine gefürchtete, mittelalterliche Schlag- und Stichwaffe. In den Ortswappen vieler Gemeinden haben sich die Lilienstäbe bis heute erhalten, beispielsweise in Eschelbronn, Zuzenhausen, Neidenstein und Spechbach. Die Burg in Neidenstein ist bis heute im Besitz der Familie von Venningen.

Es waren damals unruhige und bewegte Zeiten. In Helmstadt etwa stritten die Nachfolger der Familie von Helmstatt, die von Berlichingen und von Auerbach, jahrzehntelang um Besitz, Vermögen und Rechte. In Helmstadt selbst befanden sich zu dieser Zeit drei Schlösser: das Wasserschloss, das Rabanschloss und Schloss Gruseneck sowie eine Schäferei. Der oben genannte Phillipp von Berlichingen-Rossach und seine Nachfahren gingen keinem Streit aus dem Weg, egal ob es um „Beholzungsrechte“ der Gemeindegting, strittige Grenzverläufe an den Gemarkungsgrenzen,

Forderungen der Familie Auerbach, Differenzen mit der Kurpfalz um Jagdrechte in und um Helmstadt oder Meinungsverschiedenheiten mit dem kurpfälzischen Schultheiß von Daudenzell. Zurück zur Grenzsteinkette: Neben dem Dreimärker

haben sich im Waldstück noch eine Reihe weiterer alter „Marksteine“ erhalten. Sie sind wie der Dreimärker schützenswerte Kleindenkmale und wichtige Zeugen regionaler Geschichte.

Badische Neueste Nachrichten vom 7. Jan 2022

Ein Humanist für alle

Zum 500. Todestag gedenkt Pforzheim seines berühmtesten Sohnes Johannes Reuchlin

Von unserem Redaktionsmitglied Claudia Kraus **Pforzheim.** Ein wissenschaftlicher Kongress, ein illuminiertes Reuchlin-Museum, Poetry Slam, Ausstellungen, Vorträge, Schülerprojekte, Stadtführungen in türkischer Sprache und vieles mehr: Mit rund 140 Veranstaltungen will Pforzheim das Reuchlin-Jahr begehen und dabei nicht nur das Bildungsbürgertum ansprechen. Gemäß dem Motto „Johannes Reuchlin gehört uns allen“ sollen sich breite Bevölkerungsschichten wiederfinden in einem mannigfaltigen Programm, mit dem die Stadt ihres berühmtesten Sohnes gedenkt. Am 30. Juni jährt sich der Todestag des Humanisten zum 500. Mal.

Wegen der Pandemie wird auf eine große Feier verzichtet, stattdessen sind unter Federführung des Kulturamts viele kleinere Events geplant. Amtsleiterin Angelika Drescher blättert in einem 150 Seiten starken Programmbuch, in dem rund 80 Kooperationspartner und Förderer aufgelistet sind, und staunt: „Ich bin selbst geplättet über die große Resonanz im Vorfeld.“ Die Veranstaltungen thematisieren, jede auf ihre Weise, Grundideen von Reuchlin wie Toleranz und Weltoffenheit. „Wir nehmen den 500. Todestag zum Anlass, um publik zu machen, dass Reuchlin 15 Jahre in Pforzheim gelebt hat.“ Viele kennen nicht einmal seinen Namen, sagt Drescher, noch wissen sie, wofür er steht. Und dass Reuchlins Aussagen heute so aktuell sind wie zu seiner Zeit - wie sein Aufruf zu interreligiösem Dialog und Frieden.

Reuchlin als Friedensbotschafter: Er war facetten- wie einflussreich. „Er hat uns eine Botschaft hinterlassen, die wir weiterverbreiten wollen.“ Es gehe um sein Eintreten für Menschenrechte und gegenseitigen Respekt, erklärt Drescher mit Blick auf die Vielfalt in Pforzheim.



Der große Sohn der Stadt: Pforzheim gedenkt in diesem Jahr des Humanisten Johannes Reuchlin, der vor 500 Jahren starb. Foto: Torsten Ochs

Und sie formuliert als Ziel über das Jubiläumsjahr hinaus: „Pforzheim soll als Reuchlin-Stadt wahrgenommen werden.“ Ein erster thematischer Aufschlag Reuchlins war für den 15. Januar terminiert, doch wegen Corona entschloss sich die Stadt, den Neujahrsempfang im CCP als Bürgerempfang auf den Frühsommer zu legen. Strahlkraft verleiht sie dem Humanisten und Philosophen dafür an dessen 567. Geburtstag: Am Abend des 29. Januar wird das Museum Johannes Reuchlin in zauberhaftes Licht getaucht sein, während Gäste auf dem Außengelände mit wärmendem Punsch anstoßen können. Unklar ist noch die erlaubte Teilnehmerzahl. Daher gibt es laut Drescher Überlegungen, das Format im Sommer zu wiederholen. Den inhaltlichen Auftakt des Jahres setzt, gleichfalls am 29. Januar, mit Aleida Assmann eine der profiliertesten Stimmen der Erinnerungs- und Gedenkkultur in Deutschland. Die Friedenspreisträgerin des deutschen Buchhandels von 2018 wird einen Vortrag halten mit dem Titel „Wahr ist, was uns verbindet.“

Höhepunkte sind der Internationale Reuchlin-Kongress von 29. Juni bis 1. Juli und die Verleihung des Reuchlin-Preises am 15. Oktober im Stadttheater an die Islamwissenschaftlerin Katajun Amirpur. Beim Kongress unter Leitung von Matthias Dall’Asta setzen sich Expertinnen und Experten verschiedener akademischer Disziplinen mit den Ausprägungen und dem Wandel der Reuchlin-Bilder durch die Jahrhunderte auseinander und beleuchten damit ein langes Kapitel europäischer Geschichte, „das von Inklusion, Abgrenzung, Identifikation, Katastrophen und Neuaufbrüchen geprägt ist“. Viele niederschwellige Angebote ebnen Wege, sich Reuchlin zu nähern. Etwa ein Poetry Swim im Nagoldfreibad. Der Bürgerverein Dillweißenstein denkt über einen historischen Umzug nach, der Lions Club Johannes Reuchlin lädt zum Kulturpicknick, geplant ist eine Multi- Kulti-Genusstour. Für Kinder gibt es Märchen und Geschichten. Das Veranstaltungsjahr endet am 10. Dezember, dem Tag der Menschenrechte.

Badische Neueste Nachrichten vom 5. Jan. 2022

Pastorensohn, Multimillionär, Troja-Entdecker

*Vor 200 Jahren wurde Heinrich Schliemann geboren /
Mehrere Ausstellungen ehren den Archäologen*

Der „Schatz des Priamos“ und die „Goldmaske des Agamemnon“ - ihrem Ausgräber Heinrich Schliemann brachten sie Weltruhm ein. Der am 6. Januar

1822 im mecklenburgischen Städtchen Neubukow geborene Pastorensohn brachte es als Großkaufmann zum Multimillionär. Als solcher finanzierte er

aufwendige Ausgrabungen. Schliemann starb 1890 in Neapel und wurde in Athen bestattet. Seine Heimatorte Neubukow und Ankershagen ehren ihn mit Dauerausstellungen. Anlässlich des 200. Geburtstags werden hier Sonderausstellungen gezeigt, ebenso wie in Heidelberg und Berlin.

Neubukows Gedenkstätte vermittelt mit Text- und Bildtafeln sowie originalen Keramikfunden aus Troja kompaktes Wissen über Schliemanns Leistungen. Er brachte sich selbst Fremdsprachen bei, was seine kaufmännische Karriere beförderte. 20 Sprachen lernte er im Lauf der Jahre. Mit seinen Handelsniederlassungen in St. Petersburg und Moskau sowie seiner in Sacramento betriebenen Bank für Goldgräber wurde Schliemann steinreich.

Seit 1870 ging Schliemann an die Verwirklichung seines Lebensstraums: Er wollte das vom griechischen Dichter Homer beschriebene Troja finden, indem König Priamos herrschte und das die Griechen unter Führung Agamemnons zerstörten. Seiner Selbstbiografie zufolge hegte er diesen Plan seit den von 1823 bis 1832 in Ankershagen verbrachten Kindertagen. Das damalige Pfarrhaus ist heute Sitz des Heinrich-Schliemann-Museums. Die in zehn Räumen ausgebreitete Dauerausstellung informiert mit Briefen, Originalfunden und Multimediationen über Leben und Ausgrabungen des Jubilars.

In Mykenes mächtigen Ruinen entdeckte der den Ausführungen des antiken Reiseschriftstellers Pausanias vertrauende Schliemann 1876 fünf Schachtgräber, die er auf griechische Helden des



Fundstück und Entdecker: Die „Totenmaske des Agamemnon“ (Nachbildung) und Heinrich Schliemann

Fotos: Bernd Wüstneck/dpa, dpa

Trojanischen Krieges bezog. Unverzüglich telegraphierte er dem griechischen König Georg I: „Mit äußerster Freude kündige ich Eurer Majestät an, dass ich die Gräber entdeckt habe, welche (...) als die Bestattungsstätte von Agamemnon, von Cassandra, von Eurymedon und ihren Gefährten (...) bezeichnet wurden.“

Der vermutlich im 8. Jahrhundert vor Christus lebende Homer griff mündliche Überlieferungen auf, die sich auf die Zeit um 1200 v. Chr. beziehen. Aber die in Mykene entdeckten Gräber sind 400 Jahre älter. Die reichen Grabausstattungen sind im Archäologischen Nationalmuseum von Athen ausgestellt. Ankershagen präsentiert Kopien, etwa die sogenannten „Goldmaske des Agamemnon“. Zwar lag Schliemann mit der Datierung und Personalisierung der Gräber völlig falsch. Aber ihm bleibt das Verdienst, die zuvor unbekannte „mykenische Kultur“ entdeckt zu haben.

Der letzte Raum gilt Troja. Als sich Schliemann auf der Suche nach den Überresten von Troja in Kleinasien umsah, begegnete er 1868 Frank Calvert. Der Hobbyarchäologe überzeugte Schliemann, dass sich in dem in der Nähe der Dardanellen gelegenen Schutthügel Hissarlik die Überreste des von Homer beschriebenen Troja befinden. Von 1870 bis 1890 rückte Schliemann in mehreren Grabungskampagnen dem 15 Meter hohen Schutthaufen zu Leibe. Er besteht aus den Überresten von Siedlungen, die im Laufe von 3.500 Jahren aufeinander erbaut wurden. Unterschieden werden neun Hauptschichten. In Schicht II, die heute auf 2500 bis 2300 v. Chr. datiert wird, ermittelte

Schliemann Brandspuren und verkündete, die im Trojanischen Krieg untergegangene Stadt entdeckt zu haben. Im Gegensatz zu Schliemann plädiert heute die Mehrheit der Wissenschaftler für Schicht VIIa (1250-1180 v. Chr.) als das homerische Troja.

In Schicht Troja II machte Schliemann 1873 einen Fund, dem er den aufsehen-erregenden Namen „Schatz des Priamos“ gab. Er besteht aus Gefäßen, Waffen und Goldschmuck. Diesen Schatz und viele weitere seiner trojanischen Altertümer schenkte Schliemann „dem deutschen Volke“ zur Aufbewahrung in Berlin. Zahlreiche Keramikfunde sind noch heute auf der dortigen Museumsinsel ausgestellt. Die wertvollsten Stücke aber gelangten infolge des Zweiten Weltkrieges als „Beutekunst“ nach Moskau, wo sie heute im Puschkin-Museum zu sehen sind, während im Neuen Museum von Berlin nur Kopien blinken.

Pünktlich zum 200. Geburtstag beginnt am 6. Januar in Neubukow die Ausstellung „Schliemanns Erben - Archäologie heute“. Am 8. Januar eröffnet in Ankershagen die Schau „Und überall sprach man plötzlich von Troja“. Denn Schliemanns Ausgrabungen waren ein Medienereignis. An dem wirkte der rastlose und gegen Kritik überempfindliche Schliemann eifrig mit, indem er in Zeitungsartikeln die Öffentlichkeit über seine sensationellen Ausgrabungserfolge unterrichtete.

Am 14. Januar eröffnet das Heidelberger Universitätsmuseum die Ausstellung „Schliemann und Heidelberg“. Schliemann und seine Frau waren 1888 zur ärztlichen Behandlung in der Univer-

sitätsstadt. Überdies hielt der „Vater der Spatenarchäologie“ einen Vortrag und traf sich mit Wissenschaftlern. Kuratorin Stefanie Samida erklärt: „Wir versuchen, Schliemann in seiner Ambivalenz zu zeigen, als jemanden, der für die Archäologie viel geleistet hat, aber durchaus immer wieder — gerade mit seinen Deutungen - über das Ziel hinaus-schoss.“

Am 13. Mai startet auf der Berliner Museumsinsel die Schau „Schliemanns

Welten“. Sie legt ihr Augenmerk auf das abenteuerliche Leben des nach den Worten seiner Biografin Leoni Hellmayr disziplinierten und ehrgeizigen, aber auch verbissenen und geltungsbedürftigen Menschen Heinrich Schliemann. Frank Hildebrandt, Kurator der Sammlung Antike des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, ergänzt: „Heinrich Schliemann war eine hochintelligente, clevere Persönlichkeit, vor allem aber zutiefst der Antike verfallen.“

Veit-Mario Thiede

Kraichgau Stimme vom 12. Febr. 2022

Hüter eines echten Schatzes

Westlich von Eppingen ist die Kraichgau-Bibliothek zu finden, im traumhaft schön gelegenen Gochsheim

Von unserer Redakteurin Ulrike Plapp-Schirmer.

Kraichtal. Für Alfred Götz ist sie ein Paradies, für Historiker ein Kleinod - und für die meisten anderen eine Unbekannte wie die geheime Bibliothek in Umberto Ecos „Im Namen der Rose“.



Die Kraichgau-Bibliothek im Graf-Eberstein-Schloss in Kraichtal- Gochsheim umfasst zwei Räume. In einem steht ein großer Tisch mit vier Arbeitsplätzen. In

normalen Zeiten wird die Präsenzbibliothek alle zwei Wochen samstags geöffnet. Ihr Ziel ist es, alle bekannten Werke über den Kraichgau samt Sekundärliteratur zu vereinen und denen zur Verfügung zu stellen, die sich für die Geschichte, die Topographie und die Entwicklung dieses Landstrichs interessieren.

Wandhohe Regale sind mit Tausenden von Büchern gefüllt. Was Heimatforscher weniger interessiert, Bücher über Wein, Kleidung, Mundart, steht ganz oben. Was doppelt ist, wird verkauft.

Die Ausleihe sowie das Sammeln von Karten oder Fotos habe man schnell wieder aufgegeben, sagt der Diplombibliothekar und Vorsitzende des Heimat-

vereins Kraichgau, Alfred Götz. Auch so platzen die beiden Räume im Schloss fast aus allen Nähten. Einzelne Bücher liegen schon quer auf ordentlich abgelegten Bänden. An manchen Tagen kommen bis zu zehn Personen, daher ist derzeit geschlossen. Abstand ist nicht möglich: Götz hofft, dass er und seine Mitstreiterin Frieda Jarosch im Mai wieder öffnen können.

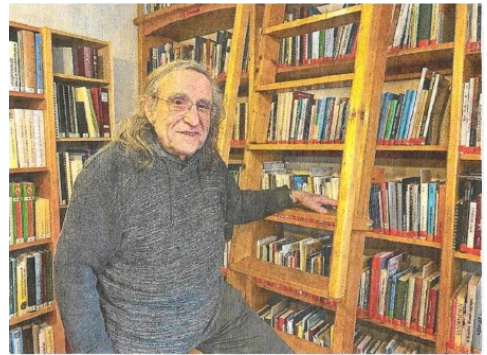
Den Grundstein für die Sammlung hatte Hans Benz aus St. Ilgen gelegt. Er besaß ein Wohnzimmer voll Literatur zum Kraichgau. Der Kraichtaler Bürgermeister Bertold Zimmermann gab dem Schatz eine Heimat. Archivverzeichnisse, Nachschlagewerke, Ortssippenbücher: 1989 wurde die Kraichgau-Bibliothek unter dem Dach des Heimatvereins Kraichgau gegründet - „und relativ schnell sehr stark genutzt“, wie Alfred Götz sagt.

Studenten durften nach Absprache auch unter der Woche rein. Zwischenzeitlich kommen vor allem Familienforscher, die in Ortssippenbüchern nach ihren Vorfahren suchen.

Sie kommen teilweise von weit her: „Rekord ist das Napa Valley in Kalifornien“, sagt der 74 Jahre alte Götz. Der Bestand speist sich aus Schenkungen regionaler Verlage, Anschaffungen, die mit dem Erlös von Buchverkäufen finanziert werden, und Nachlässen. Die ganz besonderen Schätze stehen weggesperrt in einem Schrank: „Des Deutschen Reichs=Archiv Partis Specialis Continuatio III.“

von 1713 etwa. Oder ein Turnierbuch der Kraichgauer Ritterschaft als „aufwendig gemachte, wunderschöne Reproduktion“. Das Original steht in der Bibliothek des Vatikans in Rom.

Alfred Götz hat ein Herz für Gedrucktes. Er zitiert Cicero mit den Worten: „Wer einem Haus eine Bibliothek hinzufügt, gibt ihm eine Seele.“ Für ihn sei die Kraichgau-Bibliothek die Seele des Graf-Eberstein-Schlusses in Gochsheim.



Alfred Götz ist Leiter der Kraichgau-Bibliothek im Gochsheimer Schloss. Sobald die Corona-Fallzahlen sinken, wird wieder geöffnet.
Fotos: Plapp-Schimer

Wie es mit der Einrichtung einmal weitergehe, sei seine große Sorge. Doch zunächst will er nur den Vorsitz des Heimatvereins Kraichgau abgeben, den er 2018 von dem heutigen Ehrenvorsitzenden Bernd Röcker übernommen hat. Doch wie alle Vereine, sagt Alfred Götz, so habe auch der Heimatverein Kraichgau eines: Nachwuchssorgen.

Heimatfreunde stellen Weichen für Besucher

Bahnhistoriker wollen Stellwerk West im neuen Jahr wieder regelmäßig öffnen - Mai als Startdatum angepeilt

Von unserem Redakteur Jörg Kühl

Eppingen. Ulrich Merz streift mit dem Handfeger durch die Gänge des Stellwerks. Hier und da entfernt der 60-Jährige den zwei Jahre alten Staub von den massiven Apparaturen. So lange ist es her, dass er die letzten Besucher durch das Technikdenkmal geführt hat. Die Kontaktbeschränkungen durch Corona hatte den Aufenthalt in dem engen Bauwerk lange unmöglich gemacht. Ulrich Merz ist der Eisenbahnhistoriker bei den Heimatfreunden Eppingen.



Handarbeit gefragt: Eisenbahnhistoriker Ulrich Merz an einem Weichenstellhebel (blau). Die Flügelsignale werden mit den roten Hebeln bedient. Fotos: Jörg Kühl

Der Verein will in diesem Jahr wieder Bahnfans in der Anlage empfangen, sofern es die Pandemie zulässt. „Wir peilen den Mai an, das wäre pünktlich zur Eröffnung der Gartenschau“, sagt Ulrich Merz. Vor Corona hatten die Heimatfreunde Gäste von Mai bis Oktober empfangen und zwar immer am ersten Sonntag im Monat. In diesem Jahr dürften sich Eisenbahnfreunde also bereits am

1. Mai auf ein Stelldichein im Stellwerk freuen.

Dornröschenschlaf Bis 1997 war das Technikbauwerk im Dienst. Ein Stellwärter führte die Aufträge des Fahrdienstleiters aus, der in einer Kanzel auf dem Bahnsteig den Durchblick behielt. Ein Bakelit-Telefon mit Kurbel stellte im Stellwerk den Kontakt zum Fahrdienstleiter sicher.

Nach der Stilllegung döste das Stellwerk zehn Jahre lang im Dornröschenschlaf vor sich hin.

Im Technischen Ausschuss der Stadt Eppingen diskutierte man über die Zukunft des Bauwerks, erinnert sich Ulrich Merz, „Man entschied sich, das Stellwerk West als Teil des historischen Ensembles Eisenbahner- Wohnhaus, Reichspostamt und Villa Elsa zu erhalten“



Erster Heimattag nach dem Zweiten Weltkrieg: Besucher besichtigen 1950 das Stellwerk West, das damals noch keinen Anbau hatte. Foto: Heimatfreunde Eppingen

2007 erwirbt die Stadt den zweigeschossigen Bau am Bahnübergang an der Heilbronner Straße. Die Außenhülle des Stellwerks wird renoviert. Im Inneren bleibt alles original. „So blieben der Charme und die Patina des Stellwerks erhalten, wie es am letzten Arbeitstag verlassen wurde“, schwärmt Ulrich Merz.

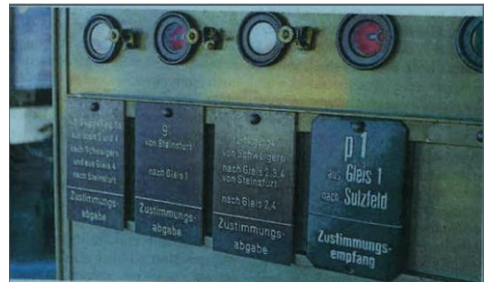
Der Eppinger interessiert sich seit Kindesbeinen für die Bahnhistorie seiner Heimatstadt und darüber hinaus, „Ich habe schon als Zwölfjähriger Zeitzeugengespräche geführt, zum Beispiel mit Lokführern.“ Nach dem Abitur studierte Ulrich Merz Steuer- und Revisionswesen.

Es gelingt ihm, seine Diplomarbeit mit einem regionalhistorischen Eisenbahnthema zu verknüpfen. „Betriebswirtschaftliche Betrachtung des Strecken-Stilllegungs-Verfahrens der Bahnlinie Eppingen-Sinsheim“ lautete die Arbeit.

Dass in Eppingen heute noch Eisenbahnen unterwegs sind, ist nicht selbstverständlich. In den 70er Jahren gab es wegen der drohenden Stilllegungen der Strecken Heilbronn-Karlsruhe und Eppingen-Sinsheim Proteste in Form von Sonderfahrten, die Bahnhofsvorstand Reinhard Kästner und Ordnungsamtsleiter Manfred Staub unter der Schirmherrschaft des Bürgermeisters Rüdiger Peuckert organisiert hatten, weiß Ulrich Merz. Der erste Sonderzug startete 1976 mit 1500 Fahrgästen nach Dinkelsbühl. In Presseberichten sei später vom größten Ausflugs-Sonderzug der Bundesbahn gesprochen worden, so der Eisenbahnhistoriker.

Faszination Das Stellwerk West war für viele Eppinger damals fester Bestandteil des Alltags. Das tägliche Warten an der Schranke, forschende Anweisungen aus dem Fenster, wenn sich Passanten versehentlich hinter geschlossener Schranke wiederfanden. „Bei unseren Öffnungstagen sagen viele: Da wollte ich schon immer mal reingucken“, berichtet Ulrich Merz. Die ausgeklügelte und dabei so unzerstörbar anmutende Technik fasziniere viele: „Das schiere Metall“, schwärmt Ulrich Merz.

Er selbst hat die Bahngeschichte in unzähligen Fotos jahrzehntelang festgehalten. Merz fotografierte Zuckerrübentransporte und Verladungen amerikanischer Panzer bei Herbstmanövern. Daraus sind zwei Bücher entstanden



Detail: Ortsnamen Sulzfeld, Steinsfurt und Schwaigern auf dem Bahnhofsblock. Das ist ein Apparat, der sicherstellt, dass die Weichen richtig zueinanderstehen.

Heute werden Gleise und Weichen elektronisch bewegt. Immer mehr Einrichtungen werden digitalisiert. Ob die neue Technik besser funktioniert? Ulrich Merz ist da skeptisch. „Ich halte die neue Technik für anfälliger und weniger flexibel“, sagt er und fügt rasch hinzu: „Aber ich bin Steuerberater, kein Techniker.“

Literaturhinweis:

Die Heimatfreunde Eppingen haben zwei Bücher zur Historie der Bahn in der Fachwerkstadt und Umgebung herausgegeben. Autor beider Werke ist Ulrich Merz. Der Band „Eppinger Eisenbahngeschichte(n) Band I“, der im Oktober 2019 erschienen ist,

spannt einen Bogen von der Vorgeschichte und dem Bau der Kraichgaubahn bis zur Zeit der Schienenbusse. Im Band II, der seit Januar 2021 erhältlich ist, ist die Bahn als Transportmittel der heimischen Wirtschaft ein Schwerpunkt. So geht es unter anderem um den Zuckerrüben-, Holz- und Stückgutverkehr. jök

Brettener Woche vom 5. Jan 2022

Frühmittelalterliches Gräberfeld in der Fauststadt

Archäologen untersuchen 110 Gräber in Knittlingen

KNITTLINGEN Auf Knittlinger Gemarkung sind merowingerzeitliche Reihengräberfelder entdeckt worden. Das hat das Regierungspräsidium Stuttgart mitgeteilt. Mit einem dieser Gräberfelder befasst sich seit August das Landesamt für Denkmalpflege (LAD) im Zuge einer archäologischen Ausgrabung. Die Funde von Waffen und Schmuck geben Auskunft über die soziale Stellung der Toten.

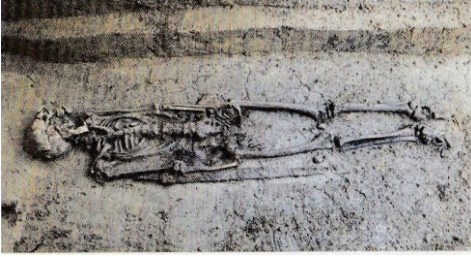


Im Inneren des Kreisgrabens (Innendurchmesser 10 Meter) ist die Grube einer beraubten, ursprünglich reich ausgestatteten Männerbestattung zu erkennen.

Foto: LAD (ArchaeoBW)

Der Bestattungsplatz wurde bereits im Jahr 1920 etwas westlich außerhalb der

Kernstadt bei Bauarbeiten für eine niemals fertiggestellte Schmalspurbahn entdeckt. Anlässlich der beabsichtigten Erschließung eines Wohngebietes waren im Jahr 1984 bei Sondagen der archäologischen Denkmalpflege auch nördlich davon Gräber nachgewiesen worden. Die Wiederaufnahme der Planungen zur Bebauung hatten Anlass zu weiteren archäologischen Untersuchungen des LAD gegeben. „Wie es auf Grund der Lage Knittlingens in einer fruchtbaren Altsiedellandschaft zu erwarten war, kamen bei den Untersuchungen auch einzelne vorgeschichtliche, also steinzeitliche, Befunde zutage“, berichtet Folke Damminger, der zuständige Gebietsreferent am LAD. Neben unspezifischen Gruben handele es sich dabei um den Grundriss eines Pfostenbaus und ein unregelmäßiggrundliches Grabenwerk von zirka 26 Metern Durchmesser. „Die wenigen geborgenen Keramikfragmente deuten auf eine jungsteinzeitliche Zeitstellung, etwa 5.000 bis 4.500 vor Christus hin“, so Damminger.



Männergrab aus der ersten Hälfte des 7. Jh. Der Tote war mit Spatha (zweischneidiges Hiebschwert) und Lanze (nicht im Bild) bestattet worden. Foto: LAD (F. Damminger)

Das Hauptaugenmerk galt jedoch den frühmittelalterlichen Bestattungen, von denen bislang rund 110 – allesamt Körpergräber – aufgedeckt und dokumentiert werden konnten. Wie der Fachbegriff „Reihengräberfeld“ andeutet, waren diese zumeist in mehr oder weniger regelmäßigen Reihen angeordnet. Mitglieder der örtlichen Elite wurden zuweilen „außer der Reihe“ innerhalb eines Kreisgrabens beerdigt, wie es auch in Knittlingen an einem Beispiel nachgewiesen werden konnte.

Die Grabbauten reichten von einfachen Erdbestattungen bis hin zu – nur noch in letzten Holzresten erhaltenen – gezimmerten Grabkammern. Ein Teil der Verstorbenen wurde in Holzsärgen bestattet. Die Verstorbenen der Knittlinger Siedlungsgemeinschaft wurden nach frühmittelalterlicher Sitte in ihrer Tracht beigesetzt. Obwohl die Bestattungen vielfach schon im frühen Mittelalter beraubt wurden, konnten aus den Frauen- und Mädchengräbern zahlreiche nichtorganische Schmuckbestandteile wie Perlenketten, Fibeln (Gewandspangen), Ohr- und Armringe sowie Gürtelgehänge mit Zierscheiben, Alltagsgerät (Messer, Kämmen) und Gegenstände mit

Amulettcharakter geborgen werden. Aus den männlichen Bestattungen stammen Teile der Waffenausstattung (Schwerter, Lanzen, Schilde und Pfeilspitzen) mitsamt der zugehörigen Gürtel. Unabhängig von Geschlecht und Alter der Toten enthielten beigegebene Keramikgefäße vermutlich Speisebeigaben. Direkt ließen sich letztere in Gestalt von Tierknochen und Eierschalen nachweisen.



Drohnenaufnahme eines Gräberfeldauschnittes. Neben den rechteckigen frühmittelalterlichen Grabgruben ist das durch diese geschnittene unregelmäßig-rundliche Grabenwerk aus dem Neolithikum (Jungsteinzeit) erkennbar.

Foto: LAD (ArchaeoBW)

„Trotz ihrer Fragmentierung durch die antike Beraubung geben die Funde Hinweise auf die soziale Stellung der Toten“, so Damminger. Bemerkenswert in Knittlingen seien die vergleichsweise reichen Bestattungen aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Eine Frau war mit einer fast vollständigen zeittypischen Fibelausstattung beerdigt worden. Eine einzeln getragene Goldscheibenfibel aus einem etwas jüngeren Grab kündigt dagegen schon die Mode des siebten Jahrhunderts an. Einige der Männergräber wiesen die Verstorbenen als Reiterkrieger aus. Im Umfeld einer dieser Bestattungen war gar ein geköpftes Pferd beigegeben worden. Bronze-

schalen zeugen von am höfischen Vorbild orientierten Tischsitten.

Die Beigabenensembles des fortgeschrittenen siebten Jahrhunderts nahmen sich dagegen etwas bescheidener aus. Ob dies seine Ursache in einem gesunden Wohlstand oder aber in einer

geänderten Inszenierung bei den Bestattungen der lokalen Eliten hat, ist nicht bekannt. Die Skelette sowie die weiteren Funde werden geborgen und in das zentrale Fundarchiv nach Rastatt gebracht. Der Abschluss der Grabungen ist für das Frühjahr 2022 geplant. kn

Der Kurier vom 25. Nov. 2021

Michelsberger Kultur in der „Aue“

Die Ausgrabungen von 1987 bis 1993

ergaben hunderte einzelne Menschen- und Tierknochen

Von KURIER-Redakteurin Sonja Zeh

Bruchsal. Spektakulär waren die Ausgrabungen von 1987 bis 1993 im Bruchsaler Gewann Aue. Damals – so hat man selbst noch in Erinnerung –, als man an einem heißen Sommer im benachbarten Maisfeld den Ferienjob verrichtete, schwitzten sich wenige Meter daneben Archäologen durch Erdschichten. Jetzt nach so vielen Jahren gibt das eben erschienene Buch „Das Erdwerk der Michelsberger Kultur von Bruchsal Aue“ detailliert Aufschluss über die „große und bedeutsame Ausgrabung“, wie am Montagabend bei der Buchvorstellung im Bürgerzentrum Bruchsal Claus Wolf zusammenfasste. Er ist der Präsident des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und dankte vor allem Birgit Regner-Kamlah, der Buchautorin, die zu den Erkenntnissen über das Neolithikum, also der Jung- oder Neusteinzeit, beitrug. Ausgangspunkt war 1986 ein Luftbild, auf dem sich schön zwei dunkle Linien erkennen

ließen – ein Verlauf von ehemaligen Gräben, wie die Archäologin Regner-Kamlah den Anwesenden der Buchvorstellung erläuterte. Die bogenförmigen Gräben waren über 500 Meter lang. Gegeben habe man auf einer Fläche von 23 000 Quadratmetern, wo sich die Archäologen durch zwölf Schichten nach unten arbeiteten. 50 Zentimeter Schicht mussten jedes Mal abgetragen, die Funde freigelegt, geborgen, geputzt und aufgezeichnet werden. „Aus der Verfüllung der Gräben,“ so die Expertin, „kamen unzählige Funde zutage, die die Menschen damals hineingeworfen hatten.“ Alle aus der Zeit vor oder um 4200 vor Christus. Es seien menschliche Knochen, Tierknochen, Auerochsenhornzapfen, Steine, Keramikscherben gewesen. Gefunden wurden 300 einzelne Menschenknochen und auch Frauenschädel, die zu einer makabren Erkenntnis führten, nämlich, dass beide einmal aufgespießt gewesen sein mussten. Seltene Gräber wurden auch gefunden, so sie

sich überhaupt als Gräber bezeichnen ließen. Birgit Regner-Kamlah ist überzeugt davon, dass Bruchsal Aue ein umwehrtes Dorf war. Kein Zweifel besteht darüber, dass die Aue-Funde zur berühmten Michelsberger Kultur zählen, die ihren Ausgang am Pariser Graben hat.

Die spannenden Erkenntnisse wurden in dem 338-seitigen „Das Erdwerk der Michelsberger Kultur von Bruchsal Aue. Eine lange Geschichte“ mit 312 Abbildungen, 26 Tabellen und 24 Plänen zusammengetragen. Das Buch mit der ISBN: 978-3-95490-523-2 kostet 79 Euro. In Wiesental beispielsweise sollte es „möglichst rasch“ gehen. Und tatsächlich: Private Unternehmen wie die RSG — Rheinische Elektrizitäts-AG Mannheim kamen dem Wunsch bereitwillig nach. Thomas Adam zitiert einen Mitarbeiter der RSG: Man werde „jedem Wunsche entgegenkommen“, äußerte dieser damals. Auch der Staat erkannte die Notwendigkeit des Stromes und es kam in Baden zum Wettlauf zwischen privaten Unternehmen und dem Staat beim Ausbau und Anschluss an die Elektrizität, so Adam.

Richtig voran ging es mit der Inbetriebnahme des Murg-Kraftwerkes bei Forbach im Jahr 1918. Im Folgejahr erfolgte die Elektrifizierung Bruchsal. Untergrombach war bei der innovativen Technik schon sehr früh dabei. Bereits 1917 konnte dort der Strom fließen. Dieser war damals noch sehr teuer und kaum

waren alle angeschlossen, waren die Netze überlastet. Hundert Jahre nach der Elektrifizierung Badens beschäftigt der Strom noch immer die Region - diesmal aber unter anderen Voraussetzungen. Es geht um den Rückbau eines Kernkraftwerks, den Bau von Windrädern, Stromtrassen und einen Konverter in der öffentlichen Diskussion.



Archäologin Birgit Regner-Kamlah erklärt die spannenden Erkenntnisse, die sich aus den Ausgrabungen im Bruchsaler Gewann (auf dem Bild auf der Anhöhe hinter der Bergstraße) gewinnen ließen.

Foto:jaz

Service

Das beim Verlag Regionalkultur erschienene 84-seitige Buch „Strom für das Grombachtal“ von Thomas Adam ist zum Preis von elf Euro erhältlich. Bezugsstellen: Heimatverein Obergrombach, E-Mail info@heimatvereinobergrombach.de, Telefon (0 72 57) 9 31 90 33, sowie beim Heimatverein Untergrombach, E-Mail kontakt@heimatverein-untergrombach.de, Telefon (0 72 57) 31 00. Außerdem ist die Veröffentlichung über den Buchhandel zu beziehen (ISBN 978-3-95505-252-2).

Schmuckes Salinen-Altärchen

*Nachgebildetes Kunstwerk
aus der fürstbischöflichen Zeit aufgetaucht*



Die Hauptgebäude der ehemaligen fürstbischöflichen Saline nach einem Fresko im Gartenpavillon der Salinenanlage.
Foto: Habermann/Stadtarchiv Bruchsal

Von KURIER-Redakteurin Sonja Zeh

Bruchsal. Es ist ein besonderes Schmuckstück, das bei Helene Stadtmüller in der Ecke ihrer Essstube den Blick auf sich zieht. Auf der Kommode glänzt eine weißgoldenen verzierte Holzvitrine, zirka 50 Zentimeter hoch. Sie ist allein schon sehenswert durch ihren barocken Umriß. Doch erst der Blick durch das geöffnete Fenstertürchen offenbart vielmehr. Und bei eingeschalteter Beleuchtung kommt der Schatz von Helene Stadtmüller so richtig

zur Geltung. Denn es ist wirklich sensationell, was zu sehen ist: eine filigran nachgebaute Altarszene mit einem Pfarrer davorstehend, der dem Betrachter den Rücken zuwendet. Neben ihm knieen im weißen Gewand mit rotem Kragen zwei Ministranten. Opulent gestaltet ist der Altar mit den typischen Gegenständen, wie Kelch, Bibel, Monstranz, Kerzenleuchter, das Jesu-Kreuz. Der Altar läuft in der Höhe spitz zu, ist beidseits mit Putten geschmückt und schließt mit einer

bronzenen Krone ab. Bronze, grün, weiß und gold sind die prägenden Farben der Altarszene.

Könnte dies nicht ein Szene-Nachbau aus dem Barockjuwel St. Peter sein? Der erste Eindruck täuscht. Die 94-jährige Bruchsalerin lächelt und freut sich über die Aufmerksamkeit ihrer kleinen Kostbarkeit, die mich als Historikerin aufhorchen lässt. Denn Helene Stadtmüller erklärt, dass es sich hierbei um den original nachgebauten Altar der Kapelle in der ehemaligen Saline handelt. Zur Salzsaline, die in unmittelbarer Nachbarschaft von Helene Stadtmüllers Haus lag, – lang ist es her – legte am 25. Juni 1748 Fürstbischof Franz Christoph von Hutten den Grundstein.

Wo gab es eine Kapelle in der Saline?

Doch war in dem Ensemble auch eine Kapelle integriert? Das ist mir nicht bekannt. Ebenso weiß das Stadtarchiv in Bruchsal nichts davon, wie sich bei späterer Nachfrage herausstellt.

Selbst der ehemalige Stadtpfarrer Edgar Neidinger, der ein Faible für Geschichte hat, besonders im sakralen Bereich, staunt: „Von einer Salinen-Kapelle habe ich bisher noch nichts gehört oder gelesen!“ So ist die Entdeckung bei Helene Stadtmüller tatsächlich eine Sensation, die in der Bruchsaler Geschichtsschreibung zu ergänzen wäre. Bei weiteren Recherchen zur Salzsaline in Bruchsal ergab sich keinerlei Hinweis darauf, dass dort je eine Kapelle stand. Sollte sie etwa in dem 1806 erbauten Mittelbau der Saline untergebracht gewesen sein? Dessen Dach wurde von einem schmucken Dachreiterturm über-

ragt. Zwei Glocken und eine Uhr befanden sich darin. Helene Stadtmüller weiß noch mehr. Als sie anfängt zu erzählen, legt sie eine faszinierende Familiengeschichte dar: „In diesem großen Torhaus war auf der linken Seite eine Kapelle im Barockstil untergebracht. Der darin stehende Altar wurde, um der Nachwelt zu erhalten, von meinem Großvater Matthäus Klotz, der Posthalter war und im Nebenberuf Herrgottschnitzer um das Jahr 1880 in verkleinerter Nachbildung geschnitzt.“ „Herrgottschnitzer“ ist die übliche Bezeichnung im süddeutschen und österreichischen Raum für jemanden, der Holzarbeiten mit christlich-religiösen Motiven fertigt. „Bei den Arbeiten damals“, erzählt Helene Stadtmüller, „wurden keine Schrauben, Nägel oder Kleber verwendet, sondern alles war in mühseliger Kleinarbeit zusammengesteckt.“ Feuer und der Wurm setzten dem Stück zu

Der Originalaltar, so ist in der Familie überliefert, sei nach dem Ersten Weltkrieg verschwunden. Die gebürtige Bruchsalerin erinnert sich, dass sie als Kind im Innenhof des Untergrombacher Hauses ihres Großvaters den Holzaltar in einer Nische aufgestellt sah. „Bei Krankheiten und Todesfällen wurden in der Holzvitrine kleine Kerzen angezündet, wobei beide Seiten des Altars angebrannt waren.“ Auch der Holzwurm habe diesem Kunstwerk stark zugesetzt. „Jahrzehnte später, als meine Großmutter Witwe war“, schildert Helene Stadtmüller, „hat sie den ganzen Altar mit Silber-Ofenbronze angestrichen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die-

ses Stück meinen Eltern vererbt.“ Stadtmüllers Vater starb 1962, die Mutter 1988.

In Übereinkunft mit ihrem Bruder Albert durfte Helene das Salinen-Altärchen dann in Ehren halten. „Dem Holzwurm wurde der Garaus gemacht, und ihr Mann Fritz, ein Hobbybastler machte sich an die Restaurierung. „Die verkohlten Stücke wurden nachgebildet und morsche Teile ersetzt. Nach Erneuerung auf Holzart, Vergoldung, wurde auch die Vitrine renoviert und neu eingeglast,“ schildert die Bruchsalerin, die im katholischen Glauben gefestigt ist. Ihr nachgebildetes Kunstwerk aus der fürstbischöflichen Zeit, bekam einen schönen Platz in der Wohnung, umrahmt von einer Stumpenkerze und andererseits einer Engelsfigur. Der damalige Dekan Manfred Diewald hatte das Altärchen am 23. Februar 1991 feierlich geweiht.

Mehr als 30 Jahre sind seither vergangen, und Helene Stadtmüller hält das einzigartige Kunstwerk – mit zumindest unschätzbarem ideellen Wert – von einem fast vergessenen Stück Bruchsaler Geschichte noch immer in Ehren. Das es solch eine Beachtung findet, freut die 94-Jährige, „das weiß man sonst gar nicht zu schätzen.“ Selbst Pfarrer i.R. Edgar Neidinger kam neulich auf Besuch vorbei, um das „Salinen-Altärchen“ selbst in Augenschein zu nehmen. „Bei näherem Hinschauen auf den Miniatur-Altar stellte ich fest, dass die Darstellung ausgerechnet die Maria Immaculata ist. So waren wir gleich in einem Glaubensgespräch vertieft und haben auch gemeinsam gebetet“, erzählt der Pfarrer. Mariä Empfängnis ist das Hochfest der

ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria.

In dem Salinen-Altärchen steht die Marienfigur auf der von einer Schlange umwundenen Weltkugel. Ein Fuß setzt Maria auf den Schlangenkopf – das Zeichen des Sieges über die Erbsünde, des Bösen.

Die Haltung der Figur mit rechter Hand auf der Brust, linker Hand abspreizend – so konnte man herausfinden –, ähnelt sehr einem Kupferstich von Johann Georg Wissger um 1770 aus Bruchsal, der zurzeit im Internet angeboten wird. Also handelt es sich einwandfrei um eine Darstellung aus fürstbischöflicher Zeit. Die römischen Zeichen auf beidseitigen Wappen des Altars stellen keine Zeitzahlen dar, ist Pfarrer Neidinger sicher. Auch seien sie keine typischen Initialen für Jesus Christus wie JHS – Jesus, Heiland, Seligmacher

Die Altar-Szene zeigt überdies eine zelebrierte Messe, weist Pfarrer Neidinger hin, der die Bedeutung der Unbefleckten Empfängnis erklärt: „In unserer Kirche hat das Fest einen dogmatischen Charakter. Vom Glauben her ist das Geheimnis aber vorgeprägt und einfach wie im Tagesgebet formuliert.“ Neidinger weiter: „Weil Jesus tatsächlich von den Toten auferstanden ist, hat Gott Vater die Mutter Maria vom ersten Augenblick ihres Daseins vor der Erbsünde bewahrt, um seinem Sohn eine würdige Wohnstatt zu bereiten.“ Der Pfarrer erinnerte im Gespräch mit Helene Stadtmüller auch daran, dass Maria 18-mal der 14-jährigen Bernadette in Lourdes erschienen war. „Für die Geistlichkeit war die Preisgabe ihrer

Identität, ‚ich bin die unbefleckte Empfängnis‘ der Beweis“, erklärt Neidinger, „dass Maria sich von der Ewigkeit her in unserer Zeit gezeigt hat.“ Der Blick in die Ewigkeit sei wichtig in einer Zeit der Gottesferne und Unglauben, der heute ausgeprägt ist. Neidinger: „Viele

Menschen leben in der Mentalität, einmal gut gelebt zu haben, reicht.“ Die Kirche feierte Mariä Empfängnis am 8. Dezember, – auf diesen Tag zufällig fiel der Spontanbesuch des Pfarrers bei Helene Stadtmüller, um das Salinen-Altärchen zu bestaunen.



Diese echte Handarbeit mit viel Liebe zum Detail von ihrem Großvater, einem Herrgottschnitzer, erschaffen, von ihrem Mann Fritz restauriert, bewahrt Helene Stadtmüller auf.

Foto: Hans-Peter Safranek

Juwel soll Karlsruhe zur Top-Adresse machen

*2.500 Ordner: Das Generallandesarchiv übernimmt
die bundesweit größte Extremismus-Sammlung*

Von Redaktionsmitglied Sebastian Raviol

Karlsruhe. Auf einem Tisch im Generallandesarchiv liegt „Zuerst!“, ein durch und durch deutsches Magazin für deutsche Interessen. Die Titelgeschichte lautet „Afrika im Anmarsch“, in der Unterzeile ist von „umvolken“ die Rede. Im Karlsruher Generallandesarchiv werden bald noch mehr rechtsextreme Magazine landen. Hier entsteht eine neue Dokumentationsstelle für Extremismus. Eine solche gibt es auch in Thüringen oder Niedersachsen - aber die Stelle in Karlsruhe wird die bundesweit bedeutendste, da waren sich Archivleitung und Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) bei der Vorstellung am Mittwoch einig. „Das wird die Top-Adresse werden“, betonte Bauer.

Das baden-württembergische Selbstbewusstsein hat einen Grund: Anton Maegerle. Der preisgekrönte Journalist wurde schon als „wichtigster Nazi-Jäger dieses Landes“ beschrieben. Seit den frühen Achtzigerjahren sammelt der Mann Material und publiziert unter dem Namen Maegerle. Zum Ende seiner Karriere schenkt er es dem Generallandesarchiv. „Wir haben das Juwel“, sagt Archivleiter Wolfgang Zimmermann. „Wir bauen auf eine Sammlung auf, die ihresgleichen sucht.“ Es geht um 2.500

Ordner, 200 Regalmeter und um umfangreiches Datenmaterial.

„Jeder Bürger darf in den Archiven alles einsehen. Das können wir bei Maegerle natürlich nicht machen“, sagt Zimmermann. Experten müssen prüfen, welche sensiblen persönlichen Daten schützenswert sind. Es handle sich um die größte Sammlung in Deutschland in diesem Bereich, sie beinhalte unter anderem Zeitschriften und Dokumente aus dem linken und rechten Spektrum. Nach wochenlangen Verhandlungen ist klar, dass diese geschenkt und im kommenden Jahr an das Generallandesarchiv übergehen sollen. Maegerle soll die Arbeiten in den kommenden Jahren fachlich begleiten.

Zusammen mit dem bisherigen Archivmaterial sollen sie für Aufklärung sorgen. „Es gibt leider mehr als genug und auch aktuelle Anlässe“, betonte Wissenschaftsministerin Bauer. „Es ist absolut dringlich, dass unsere Demokratie da den Blick schärft. Je mehr wir wissen, desto eher können wir Gegenstrategien für Extremismus entwickeln.“ 230.000 Euro stellt das Land für die kommenden beiden Jahre zur Verfügung.

Die Verantwortlichen wollen die Maegerle-Sammlung erst einmal im eigenen Haus aufarbeiten und werden dabei auf weitere wissenschaftliche Mitarbeiter

zurückgreifen. Auch die Sicherheit bei einer solchen Sammlung müsse erhöht werden, wie Zimmermann erklärte. Es wird leichte bauliche Anpassungen geben. „Dieses Archiv stellt uns vor eine andere Herausforderung als ein Adelsarchiv aus dem 17. Jahrhundert.“ Das Material solle auch nicht als Lesezirkel für rechte Kreise dienen. „Die Unterlagen würden das hergeben.“



Die ersten Dokumente: Teile der Sammlung sind bereits im Generallandesarchiv angekommen. Die Verantwortlichen des Archivs, Wolfgang Zimmermann (links) und Gerald Maier, sowie Wissenschaftsministerin Theresia Bauer nehmen Zeitschriften entgegen.

Foto: Uli Deck

Auch die AfD wurde nicht namentlich, dafür im Hintergrund genannt. Schüler könnten durch die Sammlung originale Dokumente mit der NS-Geschichte vergleichen, sagte Zimmermann. „Dann können sie sehr wohl beurteilen, was Realität ist - und wissen, dass es keinen

Vogelschiss in der deutschen Geschichte gibt.“ Die Initiative für eine solche Dokumentationsstelle kommt aus dem Landtag und dessen NSU-Untersuchungsausschuss. Mitte des Landtags und wurde von den vier demokratischen Parteien gemeinsam getragen“, betonte Bauer. Auch das darf man als Wink auf die fünfte Partei, die AfD, verstehen.

Doch die Verantwortlichen betonen, dass sie sich nach der umfangreichen, „Das kam aus der Bearbeitung der Magerle-Sammlung auch um linksextremistische Dokumentationen kümmern möchten. „Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, dass es nur in eine Richtung geht“, sagte Gerald Maier, Präsident des Generallandesarchivs.

Zwei Standorte waren laut Ministerin Bauer in der engeren Auswahl, am Ende setzte sich Karlsruhe durch. Für Maier ist es genau der richtige Ort. In totalitären Systemen würden Archive Dokumente aufbewahren, um sie gegen die Bürger einzusetzen. „Wir bewahren sie für die Bürger auf“, betonte Maier. Als Residenz des Rechts „ist Karlsruhe ein hervorragender Ort“ für die Dokumentationsstelle, wie Bauer sagte. Wie die Sammlung in die Öffentlichkeit gebracht und erweitert werden kann, wird Thema bei zwei Fachtagungen im November und im Januar sein.

Nazis selektierten Kinder in Weingarten

*In einem Zwangserziehungsheim wurden
erbbiologische Rassegutachten erstellt*

Von unserem Redaktionsmitglied Dominic Körner

Weingarten. Was vor rund 80 Jahren in der Jöhlinger Straße 116 in Weingarten geschah, ist unvorstellbar. Am heutigen Sitz des Baptistischen Lebenswerks betrieben die Nazis ein Zwangserziehungsheim. Im damaligen Wichernhof fanden auch sogenannte erbbiologische Gutachten zur Selektion der Jungen statt. Kinder, die durch das nationalsozialistische Raster fielen, wurden zunächst sterilisiert und später in Konzentrationslager gebracht.

Der Karlsruher Lokalhistoriker Werner Banghard hat sich ausführlich mit diesem dunklen Kapitel der Weingartener Geschichte befasst. Als Grundlage seiner Recherchen dienten Akten aus dem Generallandesarchiv hat ehemalige Schulpräsident, Stadtrat und. „In den Ortschroniken kommt das Thema nicht vor“, sagt Banghard. Zwar steht auf der Homepage des Bürger- und Heimatvereins: „1902 — 1904: Bau des Wichernhofs, später Wöchnerinnenheim und Altersheim“. Die menschenverachtenden Praktiken der Nazis finden keine Erwähnung. Im Weingartener Heimatbuch aus dem Jahr 2000 wurde Banghard dagegen durch ein Zitat des früheren Pfarrers

Albert Nikolaus (gestorben 1943) auf die Geschehnisse im Wichernhof aufmerksam.

Laut Banghard befand sich im Wichernhof ein evangelisches Kindererziehungsheim, das 1936 von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übernommen wurde. „Es war das erste NSV-Heim in Baden“, sagt Banghard. „Später waren es insgesamt 14.“

Im Wichernhof waren ausschließlich Jungen im Alter von sechs bis 13 Jahren untergebracht. Dabei handelte es sich vornehmlich um Kinder von sogenannten „Asozialen“. In der NS-Ideologie zählten dazu soziale Minderheiten wie Obdachlose, Bettler, Landstreicher und Alkoholiker. Auch uneheliche Kinder und junge Sinti und Roma lebten im Wichernhof. „Sie wurden möglichst weit weg von ihren Familien untergebracht“, erklärt Banghard. Die Nazis wollten damit verhindern, dass die Jungen ausreifen und nach Hause zurückkehren. „Das war allerdings auch Praxis in der Heimerziehung bis in die 80er Jahre“, so Banghard.

Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt richtete im Wichernhof eine

Beobachtungsabteilung ein. Sie war zuständig für die Selektion der Jungen. „Kinder, die aus ihrer Sicht etwas taugten, wurden gefördert“, sagt Banghard. Sie kamen in „völkische“ Pflegefamilien, zu Landwirten oder Handwerkern.

Zwischen 1937 und 1939 wirkten an der Selektion auch leitende Ärzte der Heilanstalt Wiesloch mit. In Weingarten, im Brettener Mädchenheim und in der Anstalt Schloss Flehingen erstellten sie Hunderte sogenannter erbbiologischer Rassegutachten. Ihr Ziel war in nationalsozialistischer Terminologie die „Ausmerzung unwerten Lebens“. Jungen, die wegen ihrer Abstammung als „unwert“ galten, wurden zunächst sterilisiert. „Sie sollten sich nicht fortpflanzen können“, erklärt Banghard. Später wurden sie in Konzentrationslager deportiert. Das Jugend-KZ Moringen bei Göttingen diente den Nazis als „vorbeugende Verbrechensbekämpfung“. Ab Juni 1940 waren

dort rund 14.000 männliche Häftlinge untergebracht.

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 ging die Zuständigkeit für die Begutachtung der Jungen vom Psychiatrischen Landeskrankenhaus (PLK) in Wiesloch an die Gesundheitsämter über. Als Grund nannten die Wieslocher Ärzte Benzinknappheit für ihren Dienstwagen. Die Rolle der evangelischen Kirche bei der Zwangssterilisierung sieht Banghard kritisch. „Sie hat sie unterstützt, indem sie ihre Krankenhäuser dafür zur Verfügung stellte.“ Das treffe allerdings auch auf die katholische Kirche zu.

Ab 1942, als sich der Krieg zuspitzte, lösten die Nationalsozialisten die deutschen Heime auf. „Für die Nazis war die Versorgung dieser Kinder Essensverschwendung“, sagt Banghard. Jungen, die nicht direkt in die Konzentrationslager deportiert wurden, mussten später an die Front.



Dunkle Vergangenheit: Im Weingartener Wichernhof in der heutigen Jöhlinger Straße 116 betrieben die Nationalsozialisten ein Zwangserziehungsheim. Jungen, die wegen ihrer Abstammung als „unwert“ galten, wurden zunächst sterilisiert. Später wurden sie in Konzentrationslager deportiert.

Foto: Werner Banghard

Ausgezeichneter Lössboden

Bretten (*gd*). Während der letzten Eiszeit wirbelte der Westwind Staub aus den Schotterfeldern der Oberrheinischen Tiefebene auf und transportierte ihn in den Kraichgau. Dort setzte sich das feinkörnige Material - der Löss - ab und bildete bis zu mehrere Meter dicke Schichten.

Als mit dem Ende der Eiszeit die Temperaturen anstiegen und die Niederschläge zunahmen, setzte die Bodenbildung ein. Diese dauerte Jahrtausende.

Das Ergebnis ist die sogenannte Parabraunerde, die im Kraichgau weit verbreitet ist und auch Lössboden genannt wird. Diese Erde ist besonders fruchtbar durch ihren hohen Anteil an Tonmineralien und liefert hohe Erträge. Doch der Lössboden ist dort gefährdet, wo er nicht bedeckt und durch Pflanzenwurzeln festgehalten ist. Wenn dann Regentropfen bei starken Niederschlägen auf den nackten Boden aufprallen wird dieser aufgerissen und hangabwärts geschwemmt.



Lössboden im Kraichgau

Foto: Dittes

Über die braun gefärbten Bäche und Flüsse gelangt der fruchtbare Boden ins Meer. Mit jedem heftigen Regen verliert der Kraichgau vor allem auf Mais- und Rübenfeldern unzählige Tonnen seiner wertvollen Ackerkrume.

Diese Bodenerosion hat unter anderem zur Entstehung von Hohlwegen geführt. Die schmalen Räder der Fuhrwerke haben Fahrspuren in den Boden gedrückt, in denen durch das abfließende Wasser der Weg immer tiefer gelegt wurde. Im Laufe der Jahrhunderte entstanden so bis zu mehrere Meter tiefe, für den Kraichgau typische Hohlwege.

Aktuell sind unsere Ackerböden durch Versiegelung bedroht. Täglich verschwinden Getreide- und Kartoffelfelder unter Beton und Asphalt, weil sie Neubaugebieten, Gewerbeflächen und Straßen zum Opfer fallen. Für die Produktion von Nahrungs- und Futtermitteln sind diese Flächen für immer verloren.

Geht es nach dem Willen der Kommunen, wird dieses „Bodensterben“ weiter fortgesetzt. „Allein auf der Gemarkung Bretten soll rund ein Quadratkilometer fruchtbarer Lössboden unter Siedlungserweiterungsflächen verschwinden. So sieht es die Fortschreibung des Regionalplans Mittlerer Oberrhein für die kommenden Jahre vor“, mahnt Hartmut Weinrebe, Geschäftsführer für den Regionalverband Mittlerer Oberrhein des Bund.

Weitere Informationen gibt es auf der Seite www.bund-bretten.de im Internet.

Jahresprogramm 2022

Beginnen wollen wir mit einem Besuch in **Zaisenhausen**. Hartmut Hensgen, der Ende letzten Jahres eine zweite wesentlich überarbeitete Ausgabe seines Heimatbuches herausgebracht hat, wird uns am **30. April** ab **14 Uhr**, **Treffpunkt**: Bahnhof Zaisenhausen, nicht nur durch den 991 (ausnahmsweise nicht im Lorscher Codex sondern dem Codex Edelini des Klosters Weißenburg) erstmals genannten Ort führen, sondern uns vor allem auch die von dem Weinbrenner-Schüler Heinrich Hübsch entworfene Kirche nahe bringen, mit der er uns in Jahrbuch 2020 bekannt gemacht hat.

Als nächstes planen wir einen Besuch im Museum im Schweizer Hof, **Bretten** am **21. Mai**, ebenfalls **14 Uhr**. Wir besichtigen mit der Museumsleiterin Linda Obhof die Sonderausstellung der Brettener Künstlerin Walheide Wittmer, aber auch die Abteilung „Stadtgeschichten schreiben“ und die Schutzengelsammlung. Danach treffen wir uns mit Vertretern des Vereins Stadt- und Regionalgeschichte Bretten zu einem Gedankenaustausch über „Probleme der Heimatarbeit im 21. Jahrhundert“.

Ein Besuch der **Bad Rappenauer** Saline ist am Samstag, den **18. Juni 2022** vorgesehen. **Treffpunkt um 14 Uhr** auf dem Parkplatz gegenüber dem Gradierwerk, Weinbrennerstraße. Es führt uns Herr Erich Schuh, Vorsitzender des Heimat- und Museumsvereins Bad Rappenau. **Programm**: Begehung des gesamten Salinenhügels mit entsprechenden Erläuterungen über geologische Besonderheiten, Salinengelände, und Bohrlochstrecke mit Bohrhaus – Museum, Bohrturm und Tretrad mit Fundbohrloch. Dauer: 1 ½ bis 2 Stunden. Danach wäre eine Einkehr im „Zeit - Wald“ möglich, und man hätte Zeit, um das Gesehene nochmal zu erläutern oder Fragen zu stellen.

Der **9. Juli** steht ganz im Zeichen der Jubiläumsfeier in **Sinsheim**.

am **30. Juli** gefolgt von „750 Jahre Geschichte - Spuren der Fürstbischöfe von Speyer“ in **Bruchsal**, geführt von Thomas Adam. **Treffpunkt**: Marktplatz vor dem Rathaus, **15 ! Uhr**. Der Treffpunkt bietet sich wegen der Nähe zu einem Parkhaus an

Ein längst wieder einmal fälliger Besuch dann im **Oktober** in **Bauschlott**, geführt von der Vorsitzenden des dortigen Freundeskreises, unserem Beiratsmitglied Susanne Kaiser-Asoronye, und

im **November** die Mitgliederversammlung.

So Gott will schaffen wir es auch, am letzten Tag der Landesgartenschau, Sonntag, den **2. Oktober**, in **Eppingen** in der Alten Universität unser Jahrbuch 27.2022 vorzustellen.